

DANK

... meinem Verleger
Dr. Josef Röll für die Übernahme dieses Projekts

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Nachdruck aus dem Band „Erlebnisse auf Java“ der Ausgabe Albert Langen Verlag, München 1924, Kapitel „Meine Smeroe-Besteigung“.

Bildquelle Umschlag Vorderseite:

The Volcano Smeroe (View from the Passaroeng Residence), WDL2903.jpg, Wikimedia Commons

Bildquelle Umschlag Rückseite:

Titselbild der Ausgabe „Erlebnisse auf Java“, Albert Langen Verlag, München 1924.

© 2019 Verlag J.H. Röll GmbH, Dettelbach

Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigungen aller Art,
auch auszugsweise, bedürfen der Zustimmung des Verlages.
Gedruckt auf chlorfreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany
ISBN: 978-3-89754-554-0

Vorwort

Max Dauthendey, Sohn eines berühmten Daguerrotypisten und Fotografen, wurde in Würzburg geboren und verbrachte dort auch seine Jugendjahre. Schon früh erkannte er für sich seine schriftstellerische Begabung, was leider bei seinem sehr strengen Vater auf erheblichen Widerstand stieß. Dieser hätte ihn gerne als Nachfolger für sein renommiertes Fotostudio in Würzburg gesehen. Im Jahr 1891 gelang es ihm, sich dem Vater und dessen Erwartungen zu entziehen. Er ging nach Berlin, um seine Karriere dort als Schriftsteller zu beginnen.

Wir tauchen ein in die Zeit um die Jahrhundertwende und befinden uns am Anfang des 20. Jahrhunderts in der Zeit des Kaiserreiches in Deutschland, der Kolonialmächte, einer Zeit des Umbruchs, auch in Kunst und Literatur. Orient in der Malerei war „in“. Es war die Zeit u. a. der Maler des Symbolismus des Norwegers Munch und des Franzosen Gauguin mit impressionistischen und expressionistischen Farbkompositionen. In der Literatur versuchte Max Dauthendey, neue Wege zu gehen. Schon als Junge las er viel und war fasziniert von der exotischen Welt, träumte davon, diese Welt einst zu erkunden. Ständig getrieben von seinem unruhigen Wesen und Hunger nach immer neuen Eindrücken begab er sich auf Weltreisen, um Länder und Menschen kennenzulernen, Stoff für seine schriftstellerische Tätigkeit zu finden.

Woher rührte das Interesse Dauthendey an Java?

Dauthendey selbst schrieb:

„Durch Zufall kam ich auf einen neuen Lebensplan. In unseren Arbeitsräumen war unter anderen Angestellten eine Dame tätig, welche jetzt die Atelieraufnahmen machte, da mein altgewordener Vater sich vom Atelier ganz zurückgezogen hatte und nur noch einige Stunden des Tages mit chemischen Versuchen und mit der Zubereitung farbenempfindlicher Platten verbrachte, die in seinem Beruf seine letzte Begeisterung waren. Mit dieser Dame unterhielt ich mich öfters, denn durch die große Vertrauensstellung, die sie sich durch Treue, Fleiß und Geschicklichkeit in meines Vaters Atelier errungen hatte, wurde sie von uns allen im Hause nicht wie eine Fremde, sondern mehr wie ein Familienmitglied angesehen. Von ihr hörte ich, daß ein Freund ihres Bruders sich in Holland zur javanischen Truppenabteilung hat-

te anmelden lassen und nun nach Java gekommen sei. – Deutschland besaß damals noch keine Kolonien. – Er beschrieb in seinen Briefen, daß es ihm in Java sehr gut gefiel, und erzählte viel von dem wunderbaren Tropenlande. Über Nacht war mein Plan gefaßt. Ich wollte fort nach Java, Kolonialsoldat sein schien mir nicht schlimmer, als mit meinen sechzehn oder siebzehn Jahren noch auf der Schulbank sitzen zu müssen. Es war wenige Wochen vor Weihnachten, und ich wünschte, mich an meine Kusine wendend, zu Weihnachten nichts anderes als ein Buch über Java. Auf alles andere wollte ich verzichten. Der einfache Wunsch klang ihr so seltsam, da ich sonst immer eine lange Reihe Wünsche gehabt hatte, daß meine Kusine lachte und mir den Wunsch nicht glauben wollte. Ich hatte nun Angst, daß man mir vielleicht ein Buch über Kanada, Afrika oder eine Nordpolexpedition schenken würde, und buchstabierte ihr ganz genau das Wort »Java«, damit keine Verwechslung stattfinden konnte. Ich erhielt dann auch am Weihnachtsabend das Buch, und nichts als dieses Buch, so wie ich es gewünscht hatte. Ich fühlte mich reichbeschenkt. Nur mein Vater ging mit etwas verächtlichem Gesicht beim Weihnachtstisch an mir vorbei, forschte mich aber nicht näher aus. Er deutete nur auf das Buch unter dem Weihnachtsbaum und sagte: „Du hast ausdrücklich nichts anderes gewollt als dieses Buch. Eigentlich hatte ich nicht vor, deinem Wunsch nachzugeben, denn du kommst sicher durch das Lesen dieses Buches ins Träumen. Aber da du nichts anderes wünschtest, wie mir deine Kusine sagte, so wollte ich nicht so grausam sein, die Erfüllung eines Wunsches, der dir sehr am Herzen zu liegen scheint, zu versagen. Aber bedanke dich bei deiner Kusine, welche lebhaft für dich gebeten hat. Ohne ihre Bitten hättest du das Buch kaum bekommen.“ Dann wandte mir mein Vater den Rücken zu, ohne mir wie sonst den Weihnachtskuß zu geben.

Zum sechsten Januar, am deutschen Heiligen Dreikönigstag, auf welches Datum das russische Weihnachtsfest fällt, saßen wir abends gewöhnlich zusammen und zündeten noch einmal die Kerzen des Weihnachtsbaumes an. Mein Vater gedachte dann der Petersburger Verwandten und vieler toter Petersburger Freunde und war in einer zugänglichen Stimmung, so daß ich mir ein Herz fassen konnte, ihm von meinem Java-Plan Mitteilung zu machen. Ich hatte in den Weihnachtstagen, da Schulferien waren, das Buch über Java durchgelesen und kannte mich in der Hauptstadt Batavia schon so gut aus wie in Würzburg.“

Quelle: Max Dauthendey – Der Geist meines Vaters

Ein unstetes Wanderleben führte Dauthendey quer durch Europa über München bis nach Paris und Skandinavien, wo er in Anbetracht der großartigen Schöpfung, die sich in der Natur zeigt, seine Idee von der Weltfestlichkeit entwickelte, die sich in allen seinen Werken niederschlug. Die ganze Welt hatte für ihn etwas Feierliches. Er beschrieb sie gefühlsbetont, empfindsam und farbenfroh nach seiner ersten großen Weltreise im Jahr 1906 in „Die geflügelte Erde“, einem gewaltigen Versepos, bestehend aus Naturbildern und Begegnungen mit Menschen und Tieren. Starke Eindrücke von Meer, Wind und Wellen, Wolken und Feuer reihen sich hier aneinander. Sein Lebensgefühl sah in allem nur das Schöne. Respektvoll undträumerisch betrachtete er Mensch und die Natur, die für ihn ebenfalls beseelt war. Seine exotischen Novellen und Liebesgeschichten finden auch heute noch sehr viel Anklang bei den Lesern. Der Dichter fühlte sich seelenverwandt mit der asiatischen Bevölkerung. Als wäre er dort aufgewachsen, stellte er seinen Lesern den Fernen Osten vor. Sensitiv und mit blühender Phantasie und großem Einfühlungsvermögen befasste er sich mit fernöstlicher Kultur in seinen heute noch vielgelesenen japanischen Landschafts- und Liebesgeschichten. Magisch angezogen von allem Exotischen, wollte er der europäischen Bevölkerung den Reiz des Fremdartigen nahebringen. Ja, er baute sich aus einer Laune heraus 1913 in Würzburg an abgelegener Stelle ein Haus in japanischem Stil, das er mit dem Verdienst aus seinen Werken finanzieren wollte. Dabei konnte sich der Weltenwanderer Hausbau und Reisen eigentlich gar nicht leisten. Ständig war er in Geldnot. Seine Frau und Freunde unterstützten ihn und beschafften ihm immer wieder Finanzmittel, die ihm jedoch zwischen den Fingern zerrannen, was ihn immer weiter in finanzielle Nöte brachte. Dies veranlasste ihn dann, mit großzügiger Unterstützung seines Verlages und einer Schiffahrtsgesellschaft, sein unstetes Wanderleben fortzuführen, wieder auf Weltreise zu gehen, um mit weiteren Beschreibungen seiner Erlebnisreisen und Veröffentlichung der Beschreibungen aus seinen Tagebüchern seine Schulden abtragen zu können.

Seine letzte Weltreise begann 1914 und führte ihn nach Sumatra, Java und ins damalige Deutsch-Neu-Guinea. Auf der Rückreise von Neu-Guinea nach Deutschland wurde er jedoch vom Ausbruch des Ersten Weltkrieges überrascht. Als er Indonesien und Java, das Land seiner Träume, dann endlich erreichen konnte, war er bereits 47 Jahre alt.

Hier entstand dann auch seine Expeditionsbeschreibung von der Besteigung des Vulcans Smeroe, heute Semeru.



Max Dauthendey

Der Dramatiker und Lyriker Julius Maria Becker berichtete 1930 über eine Begegnung mit Max Dauthendey: „....Endlich trat er ein. Ich hatte vorher niemals ein Bildnis von ihm gesehen. Also: Das war er. Nicht groß. Schwarze Haarwelle quer über der Stirn. Schwarzer, geschnittener Schnurrbart. So sah kein deutscher Dichter aus. Eher ein indischer Prinz, ein Maharadscha“ ...

(Foto: Aus dem Buch „Letzte Reise“ – Albert Langen, München, 1925)

In der Nacht vom sechsten zum siebenten Mai sollte Vollmond sein. Herr und Frau S., die Ende April von Batavia zur dreiwöchigen Erholung in die Gebirgsluft von Tosari kamen, überraschten mich gleich am ersten Tag mit dem Vorhaben, den Smeroe, den höchsten Vulkan Javas — zwölftausend Fuß —, besteigen zu wollen. Ich staunte und lächelte über den Wunsch, den sie so kindlich aussprachen, als handle es sich um einen Spaziergang. Aber Frau S. war schon mal auf dem Vulkan Gedeh in Ost-Java vor Jahren gewesen. Und ihr Mann wiederholte, daß seine Frau so gern auf den Smeroe möchte. Ich wies darauf hin, daß eine Besteigung des Smeroe eine außergewöhnliche Sache sei. Sehr wenige Menschen auf Java haben diesen höchsten Punkt der Tropeninsel „Insulinde“ erklimmen. Aber es fiel mir dabei ein, daß neulich eine englische Gesellschaft dorthin gegangen sei, und daß Herr B., ein Deutscher, der auch hier in Tosari weilt, mir erzählt hatte, es habe großartig ausgesehen, als der lange Zug von dreißig Kulis mit den englischen Bergbesteigern zurückgekommen war. Wenn Engländer den Smeroe besteigen, warum sollten es nicht auch Deutsche tun. Es ist von Tosari aus ein Ausflug von vier Tagen, so steht im Touristenführer, und man muß ein Zelt mitnehmen, Nahrungsmittel, Pferde, warme Kleidung usw. Es war also keine Kleinigkeit, diese Bergbesteigung, und ich bedachte den Plan hin und her.

Am dritten Mai öffnete ich abends zufällig die Tür meiner verglasten Veranda. Da wurde ich überrascht von dem glasklaren Mondspiegel, der da in der blauklaren Nacht im reinsten Äther über den Abgründen von Tosari hing. Der werdende Vollmond brachte herrliches Wetter. „Das schönste Wetter, um den Smeroe zu besteigen“, dachte ich bei mir, sagte aber noch nichts. Am Abend vor dem Schlafengehen überlegte ich: „Du kannst ja umkehren, wenn es dir zu schwer wird! Du brauchst dich zu nichts zu verpflichten“, sagte ich zu mir vor dem Einschlafen. „Aber morgen wollen wir darüber sprechen.“

Der Mond draußen zog mich gleichsam in die Höhe. Ich wachte ganz früh morgens auf, früher als sonst, schon um vier Uhr. „Auf, auf den Smeroe!“ sagte mein Herz begeistert. „Auf, auf den Smeroe!“ Ich war jetzt drei Monate in Tosari auf sechstausend Fuß Höhe gewesen und hatte noch kein Pferd bestiegen, da ich meine Malaria ausheilen sollte und mir der Arzt jede Anstrengung verboten hatte. Aber ich wollte es wagen. Es zog mich auch im hellen Morgen, der klarblau vor der Tür stand, hinauf auf die Berghöhe, als wäre der Mond noch am Himmel, dessen große, klare Scheibe in mir den Entschluß gefestigt hatte.

Herr und Frau S. waren gleich dabei. Und so besprachen wir mit der Hoteladministration am Morgen des 4. Mai das Nötige. Eine lange Liste von Nahrungsmittern und Gebrauchsgegenständen wurde aufgestellt. Der Administrator war aufs Liebenswürdigste bereit, für alles zu sorgen, und würde nichts vergessen. Der zweite Administrator sorgte aufs Beste für Pferde und Kulis. Mit einem Mandur zusammen wurden einunddreißig Kulis bestellt und drei Pferde. Das Zelt mit eisernen Zeltstangen, welches das Hotel stellt, wird von acht Kulis zerteilt getragen.

Gegen Abend war schon großer Betrieb auf der Gartenterrasse vor dem Kontor des Sanatoriums. Die dreißig Kulis mit dem Mandur hatten sich eingefunden. Sie sollten am selben Abend voraus aufbrechen, um vor uns, einige Stunden früher, beim ersten Schlafplatz am Bergsee „Ranoe Koembala“, einzutreffen und das Zelt zum Nachtlager aufzuschlagen. Wir selbst sollten ihnen zu Pferd in gleicher Nacht, um halb vier Uhr von Tosari aufbrechend, nachfolgen. Aber ich will nicht voregreifen, sondern die Gedanken langsam die Ereignisse begleiten lassen.

Ich ging diesen Abend nicht zu Tisch, ich packte. Wir nahmen jeder einen Wäschetasche voll warmer Flanellkleider, Handtücher, Schuhwerk, wollenen Anzug und Wintermantel mit. Außerdem hatte jeder noch eine Lederhandtasche gepackt mit Toilettengegenständen, Medizin und Verbandzeug. Ich hatte Zeichenpapier, Aquarellfarben und Farbstifte mitgenommen. Außerdem wurde mir noch ein waserdichter, dünner Regenmantel mit Stock von einem kleinen Javanendiener nachgetragen und ein Feldstuhl. Das große Gepäck, die Wäschetaschen, wurde noch am selben Abend von den Zeltkulis vorausgetragen. Die Handtaschen nahmen unsere Pferdejungen an Bambusstangen mit.

Ali hieß mein kleiner Diener. Tumbull hieß mein Pferdejunge. Und Balling hieß mein kleines gelbes Kampong-Perdchen. Mit diesem Perdchen bin ich in den sechs Tagen ganz zusammengewachsen.

In der Nacht vor dem Aufbruch schlief ich fast gar nicht. In jeder Stunde mußte ich, von zwölf Uhr ab, wo ich zu Bett gegangen war, auf die Uhr schauen. Ich war wacher als ein Junge, der sich auf Weihnachten oder auf Ferien freut. Da ich in diesem Jahre fünfzig Jahre alt werde, erstaunte mich dieser Eifer, diese Ungeduld, die ich sonst selten an mir kenne. Aber es beschäftigte mich die Lust, aus dem Stalle zu kommen. Wie ein überfüttertes Pferd hatte ich drei Monate in Tosari vor den Berggipfeln stillgestanden. „Hinaus!“ Und der Gedanke, gegen Anstrengungen und Entbehrungen kämpfen zu müssen, gab meinem Blut einen gesunden Wagemut.

Herr S. war noch ungeduldiger als ich. Er tanzte von dem Augenblick des Entschlusses an wie ein Ballettänzer auf und ab vor seiner Frau. Er ist aber auch erst

dreißig Jahre alt und hat noch nicht so viel Reiseleben hinter sich wie ich. Seine Vorfreude war kostbar, und ich lachte über seine Sprünge, die er immer machte, sobald das Wort „Smeroe“ fiel. „Smeroe!“ jubelte er in allen Tonarten und warf die Beine nach dem gleichfalls lachenden Vollmond. Das Wort „Smeroe“ schien auf uns alle, seit die Besteigung als Entschluß feststand, wie ein geheimes Elixier zu wirken. Und diese Wirkung blieb bis zum letzten, sechsten Tage köstlich in unserer Seele, und das Wort „Smeroe“ stumpfte sich nicht ab, auch nicht während der größten Anstrengungen.

Ich war um drei Uhr morgens am 5. Mai noch nicht fertig angekleidet, da stand schon Herr S. tanzend unter meiner Tür und atemlos, als ob er schon vom Smeroe zurückkäme. Ich hörte, daß auch er und seine Frau vor Aufregung kein Auge geschlossen hatten. Vor meiner Tür saßen Ali und Tumbull und einige Kulis, die bereits Zigaretten rauchten, um sich, wie es schien, gegen die Nachtluft an dem Feuerfunken vor ihrem Mund zu wärmen.

Punkt halb vier Uhr stiegen wir auf der zweiten Hotelterrasse vor den Zimmern des „Homes“, wo S.s wohnten, auf die Pferde. In letzter Stunde hatte ich mich noch daran erinnert, eine helleuchtende Benzinlaterne vom Hotel mitzunehmen. Die Pferde standen, halb beleuchtet vom grellen Schein des weißen Laternenlichtes und vom Mond auf den Mähnen mattblau beschienen. Und die Kulis, in ihre Leinwandtücher eingewickelt, von Schatten und Licht grell zerrissen, wirkten wie einem Rembrandtgemälde entstiegene Gestalten.

Der Laternenmann schritt an der Spitze, dann folgten die drei Reiter, umgeben von Pferdejungen und ein paar Trägern.

Es war eine frische, totstille Nacht. Der Mond verschwand bereits. Die Laterne schnitt ein schneeiges Loch in den finsternen Weg, der auf den Bergkamm von Tosari hinauf in die Höhenlandschaft führt. Als die ersten Bambustreppen kamen, die zu dem nächsten Bergdorf steil hinaufführten, begann mein Pferdchen Balling derart herzzerbrechend zu keuchen, daß ich abstieg. Ich war recht bestürzt. Ich glaubte, ein schlechtes Pferd bekommen zu haben. Und ich ging eine lange Weile nebenher und kletterte zu Fuß dem Pferd voraus. Später aber merkte ich, daß das eine Eigentümlichkeit Ballings war. Morgens keuchte er immer, bis er sich warmgelaufen hatte. Dann keuchte er nicht mehr und stolperte nicht mehr. Dann war er den ganzen Tag mutig und fest und stark und den andern beiden Pferden immer voraus. Das kleine halbe Bergpferdchen war ein unermüdlicher Renner und Kletterer. Ich war entzückt und genoß das liebe Tier und gewann es von Tag zu Tag lieber. Unterwegs kauften

wir javanischen Zucker und taten ihm davon in das Wasser, was Balling sehr zu schätzen wußte. Das Pferd wurde mir so lieb wie ein guter Reisegefährte.

Der Mond war hinter den Bergen untergegangen. Vom Tag war im Osten noch keine Spur. Und ich war recht froh, daß wir als Wegweiser das blendendweiße Laternenlicht vor uns wandernd hatten. Ali trug es voraus und stritt sich dabei mit einem andern Träger, der ihm seinen Vorrat Reis nicht tragen wollte. Denn jeder Kuli hatte seine Reisnahrung für vier Tage mitgenommen. Sie kochten ihn dann gemeinschaftlich in einem Topf und teilten und aßen ihn auch gemeinschaftlich ohne Streit auf.

— Ich sprach ein kleines Machtwort, und Ali trug die Laterne, und der Kuli trug Alis Reisbündel. Plaudernd und angeregt ritten wir hintereinander im Schlagschatten der Pferde, denen das Laternenlicht in den Augen schmerzte.

Allmählich, immer höher von Tosari fort, kamen wir durch das letzte hochgelegene Dorf. Es war da alles in den dunkeln Holzhütten noch tief im Schlaf, und nur die Dorfhunde keiften. Auf den von der eben beendeten Regenzeit noch aufgewaschenen und zerrissenen schmalen Erdpfaden ging es an den tiefen Schluchten entlang, wie am Rande der Erdkugel. Es gähnte neben den Pferdehufen das unendliche finstere Nichts am Wegrand.

Bald kamen wir in eine letzte Bergbucht, ehe wir die Höhe des Bromobusches erkommen hatten. Der Tag dämmerte schwach. Zum Abschied von der Heimat wendeten sich die Kulis noch einmal gegen die Richtung von Tosari und riefen das malayische Wort für „Glück!“ über den Abgrund hinunter in die Bergdörfer. Wir riefen auch mit. Und der Himmel färbte sich sacht grünlich und rosa im Osten, und das Berg-Echo rief „Glück!“ Immer weiter ging es Bambusleiterwege hoch zum Bromobusch. Das ist ein Tannenwald von indischen langnadeligen, seidenen Tannen, die viel zarter und silbergrauer als unsere deutschen Tannen sind. Sie sind auch schlanker und beweglicher und glänzen wie Seide in der Sonne. Der Frühhimmel war perlmuttfarben; wie eine riesige Austernschale, so leuchtete er in sanften Irisfarben durch die ersten Tannen des Bromobusches, als wir in den Waldweg eintritten. Die Wege waren, wie die Bäume, triefend naß vom Nachttau. Und Büsche mit gelben Azaleenblüten leuchteten am Weg, und alles Kraut und alle Baumstämme rochen erquickend nach frischgewaschenem Grün und frischgewaschenem Holz. Der nasse Morgenwald wirkte wie ein Bad auf uns, das wir nahmen, ohne die Kleider auszuziehen, im Vorüberreiten, und das uns inwendig mehr reinigte als auswendig. Der Waldhahn schrie im Dickicht. Wir hielten die Pferde an, lauschten und sahen auf die sich aufhellende blanke Scheibe des Meeres, die siebentausend Fuß tief vor dem Tenggergebirge im Osten ausgebreitet lag, wie eine Platte aus gegossenem Glas und

in der Unendlichkeit im rosigen Morgennebel gen Osten zerfließend. — Der Waldhahn schrie öfter, wie einer, der im Wald jodelte, und der graue, nasse Wald rauschte leise in der Zugluft des Morgens, und seine Stimme drang tief ins Blut, war heilig wie das Blutrauschen im Menschenkörper.

Nun wurde es taghell. Es war rasch Tag geworden, — unser erster Reisetag auf dem Weg zum Smeroe! Der 5. Mai 1917.

Wir sahen, als wir auf die Berghöhe aus dem Wald ein wenig bergab ritten, über ein schattiges Tal fort zum ersten Mal den Smeroe dunkelblau im reinen Äther der Morgenstunde scharfausgeschnitten als mächtigen fernen Kegel im Süden stehen, und vor ihm einen niederen runden Berg, den die Kulis uns als den Berg Koembala nannten. Aber die beiden mächtigen Erdhäupter lagen viele Meilen in der Luftlinie über die nächsten Höhen fort. Sie schienen in einer Einsamkeit versunken, in die es schwerer einzudringen schien, als es war, die Berghöhe zu erreichen.

Bis zum Mimgolpaß am Ufer der gewaltigen Sandsee ging es auf bekanntem Weg. Ich war im Vorjahr, im März 1916, dort gewesen. Als ich damals in die Sandsee hinuntergeritten und auf den Bromo gestiegen war, hat dieser Vulkan noch grimmig geraucht. Aber nun waren alle Vulkane feierlich stumm und tot und standen rauchlos hinter den äußersten Erdwällen von Tosari. Es konnte zwar in jedem Augenblick eine mächtige Explosion erfolgen, denn die Vulkane ruhen nur zeitweise aus und beginnen hier immer bald von neuem zu arbeiten. Regel ist, daß entweder der Bromo oder der Smeroe Rauch ausstoßen. Daß beide zu gleicher Zeit tot scheinen und ruhen, so wie in diesem Jahr, das ist etwas Außergewöhnliches. Es gab vor einigen Jahren eine Zeit, da beide Krater zugleich spuckten, und mit einem Zwischenraum von fünf Minuten warfen sie immer abwechselnd Rauch und Steine aus.

Der Bromo liegt in der Sandsee. Diese ist ein riesiger ausgestorbener Kraterring, in welchem sich drei Vulkane erheben: der tätige Bromo, der tote Batok und der größte, der tote Widdodaren. Hinter den drei Vulkanen steht, außerhalb der Sandsee, verbunden mit ihr durch eine lange Höhenkette, der höchste Vulkan Javas, der Smeroe, zugespitzt wie ein steiler, riesiger Zuckerhut.

Die Administratoren des Hotels hatten Frau S. abgeredet, diesen Smeroeritt mitzumachen. Sie meinten, dieser Ausflug von vier Tagen, den wir aber zu sechs Tagen ausdehnten, sei zu schwer für eine Dame. Sie aber hatte sich nicht abschrecken lassen. Und wie sie jetzt im Morgen so mutig mit uns auf den Bergwegen weiterritt, da freute es mich, daß eine Frau bei uns war, die mir alle Namen der Blumen nennen konnte, und die auf die Kulis einen guten Eindruck machte, weil sie ihre Sprache sprach, und da von einer Frau immer eine Besänftigung ausgeht über alle rohen

Männer. Die Leute, die javanischen, bemühten sich auch auf dem ganzen Weg, ihr zu dienen und ihr behilflich zu sein. Und da sie ihre Sprache ausgezeichnet sprach und, wenn es nottat, von ihrem reichlichen Vorrat an Medizin unter die Javanen austeilte, so war es ein wahrer Segen, daß wir eine mutige Frau bei uns sahen.

Die kahlen Felsen am Weg, Basalt und altersgraues Lavagestein, waren dicht bedeckt von einer Art buschigem Edelweiß, das jetzt gerade in schönster Blüte stand nach überwundener Regenzeiten. Auch die bekannten rotblättrigen Büsche von Heidelbeerkratzen leuchteten prächtig blutrot unterm glasblauen Morgenhimme, und die wunderlichen Formen erstorbener, uralter Tannen standen schwarz wie Gebilde aus Kohle in der Luft.

Um sieben Uhr kamen wir am Mimgolpaß an. Wir hatten nur eine Frühstücksblechkiste bei uns, in welche belegte Butterbrote, harte Eier, Pisang und Orangen, Selterswasser und eine Flasche Portwein von der Sanatoriumküche eingepackt wurden waren. Dieses Essen mußte den ganzen Tag reichen, denn wir sollten erst gegen Abend zu unseren weiteren Vorräten, die mit dem Zelt und mit den siebenundzwanzig Kulis vorausgeschickt waren, kommen. Wir waren deshalb etwas geärgert, als wir bei den belegten Broten fast lauter Marmeladebrote und nur ganz wenig Fleischbelag entdeckten. Die Köchin hatte sich geirrt und kein Tagesessen, sondern nur ein einmaliges Frühstüksessen mitgegeben. — Aber es ging uns trotzdem nicht schlecht. Wir frühstückten etwas, und ich ließ mir von meinem Diener Ali ein Brett halten, auf das ich mein Zeichenpapier legte und in aller Eile eine Bleistiftskizze vom Vulkan Batok und der Sandsee machte.

Nach zwanzig Minuten Rast ging es weiter. Die letzten Nebel, die immer morgens die Sandsee wie eine Lage hohen Seifensaums füllen, begannen sich zu bewegen und in der Sonne hinzuströmen und in Flocken fortzuwallen. Die Sandsee liegt tausend Fuß tiefer als der Mimgolpaß. Ihr Sand ist dunkler, eisengrauer Aschenboden, nur von ganz dünnen Grasstreifen hie und da durchzogen. Auch die Krater des Batok, des Widodaren und des Bromo liegen wie finstere Kohlenkegel in der Sandsee, und nur ihre schwarzen Rillen schillern ein wenig grünlich. Die Rillen haben die Farbe von Leibern von Salamandern, die schwarz, rötlich und grün funkeln, und die wir als Kinder in den einsamen Morastflächen der alten Würzburger Stadtgräben an schulfreien Nachmittagen mit Eifer suchten.

Vom Mimgolpaß sieht man wie von einem Festungswall in einen riesenhaften ovalen, meilengroßen Hof. So wirkt die Sandsee. Flach und schwarz liegt sie wie der ausgetrocknete, flache Boden eines verschwundenen Sees da, umringt von tausend Fuß hohen, schroffen Gebirgsufern. In ihrer Mitte, zusammengedrängt, liegen die